

SONDERDRUCK

Herausgegeben von Fritz Nies
in Zusammenarbeit mit Bernd Kortländer

Literaturimport und Literaturkritik: das Beispiel Frankreich

gnV Gunter Narr Verlag Tübingen 1996

Winfried Wehle

Der langsame Abschied vom nahen Fremden

1. Das Land der Deutschen mit Übersetzungen suchen

Vom Standort Deutschland ist zuletzt viel die Rede. Es hätte eine erregende Grundsatzfrage werden können, wenn sie nicht nur wirtschaftlich gestellt würde. Dem materiellen Wohl gilt offensichtlich das höchste öffentliche Anliegen. Doch was, wenn es allen noch besser ginge, die Arbeitszeit noch kürzer, die Einkommen noch höher wären? Was machten dann die Deutschen, wenn sie solcherart frei sind? Daß diese kulturkritische Frage kaum und schon gar nicht mit der wirtschaftlichen aufgeworfen wird – das ist an sich selbst schon ein kulturelles Problem. Jemandem mehr Muße zu verschaffen ist eine Sache, möglicherweise eine sozialpolitische Errungenschaft. Ihn damit aber allein zu lassen, eine andere. Die Alten jedenfalls hatten gerade für dieses Otium eine heilsame Beschäftigungstherapie vorgesehen. Sie wußten, was man zu tun hatte, wenn man nichts zu tun hat. Dem modernen Subjekt hingegen wird nur die Freiheit der Selbstverwirklichung angeboten. Doch was ihr Ideal offenläßt, schließt der Markt in seinem Sinne.

Ein Vorteil ist dem modernen Subjekt allerdings gewiß. Aus allem, was nicht unmittelbar nützlich ist, läßt sich eine Spur zu seinem Selbstverständnis gewinnen. Es ist das Verdienst von Fritz Nies, eine solche Spur aufgedeckt zu haben: die Übersetzung, zumal die literarische, ins Deutsche.¹ Ökonomisch gesehen war sie gewiß keine Unbekannte. Sie aber als Schauplatz eines Dialogs der Kulturen ernst zu nehmen, erforderte Entschiedenheit. Vor allem literarische Übersetzungen gelten weithin lediglich als Hilfsmittel. Sie bahnen einen ungezwungeneren Verkehr der Geister an, wo sonst die Fremdsprache den Weg versperrt. Insofern konnten sie leicht ins Hinterzimmer des Literaturbetriebs geraten. Doch an der Stärke, an der Richtung, der Verzweigung der Übersetzungsströme zeichnet sich ungleich mehr ab: sie geben bedeutsame Aufschlüsse über kulturelle Groß Einstellungen. Sie dürfen

¹ Vgl. nur B. Kortländer/F. Nies (Hg.), *Französische Literatur in deutscher Sprache*, Düsseldorf 1986; zuletzt: „Vom Westen kaum Neues? Frz. Romane der achtziger Jahre auf dem deutschen Buchmarkt der Gegenwart“, in: W. Asholt (Hg.), *Intertextualität und Subversität*, Heidelberg 1994, S. 29–38; „Kulturwissenschaften in Europa: Defekte Frischluftzufuhr?“, in: *Übersetzerpreis zur Förderung der dt.-frz. Beziehungen*, Stuttgart (DVA) 1994, S. 22–33.

deshalb als Hilfsmittel auch in dem ganz anderen Sinne gelten, daß man durch sie das Land der Deutschen mit den Übersetzungen ins Deutsche suchen kann.

Daß dies die Romanistik in besonderem Maße angeht, kann nicht übersehen werden. Sie – wie fremdsprachliche Philologien insgesamt – widmet sich zwar auswärtigen Sprachwelten. Ihr Blickpunkt ist jedoch Deutschland. Auch wo sie es nicht als Credo beständig vor sich hertragen: sie vermitteln von außen nach innen. Insofern nehmen auch sie Übersetzungen im weiten Sinne vor. Sie leben von der Überzeugung, daß es gut und notwendig ist für ein deutsches Geistesleben, wenn ihm der Spiegel der anderen, des Andersartigen institutionell vorgehalten wird. Damit aber haben beide, die sprachliche wie die kulturelle Vermittlung, die gleiche theoretische Unter-
kunft: ihr ‚Sitz im Leben‘ ist die Hermeneutik von Eigenem und Fremdem.

Ob man sich dabei auf den Ahnherrn Schleiermacher, die jüngeren Gewährsmänner Dilthey oder Husserl, auf Simmel, Plessner, Gadamer oder selbst auf Derrida in seinen Anfängen berufen mag: wenn Hermeneutik die Kunst ist, ‚die Rede eines anderen richtig zu verstehen‘ (Schleiermacher),² dann ist sie nicht nur für Fremdsprachen, sondern für das Verständnis *alles* Fremden zuständig. Husserl hat mit großem Ernst behauptet, daß alle unsere Geistesbildungen, bis hin zu den transzendentalen, sich letztlich diesem Dialog von Eigenem und Fremdem verdanken.³ Derrida – als er noch programmatisch war – hat die Frage an der Fremderfahrung schlechthin untersucht, am Verkehr des Menschen mit einem unfaßbaren Gott.⁴ Man mag einwenden: ein sehr großes Dach für das vergleichsweise kleine Problem der Übersetzung. Doch die Konsequenzen reichen bis zu ihr herunter. Eine davon ist, wie Husserl betont, daß die Begegnung mit etwas Unvertrautem uns höchst vertraut ist. Sie bildet einen festen Bestandteil unserer ‚Heimwelt‘. Man kann geradezu von einer ‚Normalität des Fremden‘ sprechen.⁵ Eine andere Konsequenz ist damit verknüpft. Wenn uns durch die Erfahrung des Fremden und Anderen ein ganz ursprünglicher Begriff für unsere Eigenheit, also für unsere Identität zuwächst, dann braucht sie geradezu das Fremde, um verfremdend zu sich selbst zu kommen. Dazu ist es jedoch not-

2 F. D. E. Schleiermacher, *Hermeneutik und Kritik*, hg. und eingel. v. Manfred Frank, Frankfurt/M. 1977 (stw 211), S. 75.

3 Phänomenologische Psychologie; *Husserliana* 9, Den Haag 1962, S. 69f.; Cartesianische Meditationen und Pariser Vorträge, *Husserliana* 1, Den Haag 1963, S. 173 u.ö.

4 Vgl. *L'Écriture et la différence*, Paris 1967.

5 Vgl. H. Hunfeld, „Zur Normalität des Fremden“, in: *Der fremdsprachliche Unterricht* 25/1991, S. 50ff.; 26/1992, S. 41ff.

wendig, das Fremde als Fremdes auch zur Geltung zu bringen: d.h. Unterschiede nicht zu überwinden, sondern zu würdigen.

2. Vaterland und Muttersprache

Keht man unter dieser Perspektive zur Frage der Übersetzungen zurück, so wäre, was Deutschland angeht, Gutes zu sagen. Nach dem Wirtschaftswunder hat sich stillschweigend ein Übersetzungswunder vollzogen. Deutschland stand 1992/93 und wohl noch immer weltweit an erster Stelle der Herübersetzungen. Die Belletristik, mit 14 % nach wie vor die titelstärkste Sachgruppe aller Buchveröffentlichungen, bezieht mehr als die Hälfte ihrer Publikationen (die Kinder- und Jugendliteratur hinzugenommen), aus Übersetzungen!⁶

Ein weltoffenes Land, mit einer großen Reiselust auch ins Reich der angenehmen Gemütsbewegungen, möchte man sagen. Wirkt hier noch die alte Bildungsutopie des deutschen Idealismus nach, die Idee einer Weltliteratur? Die „alle Schätze fremder Wissenschaft und Kunst mit seinen eigenen zugleich in seiner Sprache gleichsam zu einem großen geschichtlichen Ganzen“ vereinigt, wie Schleiermacher hoffte?⁷

Doch weder der Begriff von Weltliteratur selbst, noch der gegenwärtige Rang und Zustand deutscher Sprachkultur scheinen in diese Richtung zu weisen. Das positive Faktum der vielen Übersetzungen ins Deutsche muß deshalb auch ins Gegenlicht gehalten werden. Die glänzende Oberfläche erscheint dann nicht frei von erheblichen Trübungen in der Tiefe. Über Unklares ist allerdings schwer zu reden. Vielleicht kann dem die Form der ‚übertriebenen Frage‘ am ehesten gerecht werden. Sie wagt sich weit vor, in der Hoffnung, daß es nicht so weit kommen möge. So erspart sie beispielsweise dem schönen Schein der stattlichen Zahlen eine bedenkliche Kehrseite nicht. Unter den Ländern Europas räumen die deutschsprachigen – die Schweiz, Österreich, Deutschland; in dieser Reihenfolge – der Belletristik (und der begleitenden Sprach- und Literaturkritik) prozentual den geringsten Rang ein! 15,7; 16,5; 19,1 % gegenüber etwa 26 % in Italien, 30 % in Frankreich oder 34 % in Spanien.⁸ Sind wir tatsächlich, wie das Vorurteil der Nachbarn es gerne will, nur tüchtig, praktisch, prosaischer als die anderen? Oder, umgekehrt gefragt, weniger musisch als sie? Das Land der Dichter und

6 Vgl. *Buch und Buchhandel in Zahlen*, Frankfurt/M. 1994, S. 45ff. bzw. S. 57ff.

7 Zit. nach: *Das Problem des Übersetzens*, hg. v. H. J. Störig, Darmstadt 1963 (W.d.F. 8), S. 69.

8 *Buch und Buchhandel 1994*, S. 56.

Denker, soviel ließe sich immerhin feststellen, hat zur Literatur und im weitesten Sinne zu seiner Muttersprache, also zu dem, was es am meisten von anderen unterscheidet, offenbar bemerkenswert wenig Affinität. Fraglos ist auch die deutsche Sprache zu Schönheit, Klarheit, Klang, Glanz und Innigkeit fähig. Aber wer würde sich – öffentlich – tatsächlich dazu bekennen? Es ist, als ob die Schatten ihres geschichtlichen Mißbrauchs noch immer auf ihr lasteten. Könnte es nicht sein, daß unsere kulturelle Identität diskret zwar, aber immerhin, an einer der sensibelsten Stellen, am Verhältnis zur eigenen Sprache, an einer Verkümmern, einer Mangelerscheinung leidet?

Die guten Zahlen der literarischen Übersetzung ins Deutsche ließen so gesehen dann eine ganz andere Aussage zu. Wer mehr als die Hälfte seiner Belletristik mit Importen deckt:⁹ ist dessen intensiver Blick auf die Anderen nicht möglicherweise ein Mittel, um von sich abzusehen? Am Ende weiß diese negative literarische Handelsbilanz tatsächlich etwas von einer tiefstehenden kulturellen Negativität.

Die Erregtheit, mit der Günther Grass sich gegen eine Zusammenführung der beiden deutschen Staaten sperte, wie Walter Jens sich in seinem routinisierten Argwohn gegen die Bundesrepublik versteifte, der Unmut, den andererseits Botho Strauß' *Anschwellender Bocksgesang* hervorrief: woher kommen solche heftigen Empfindlichkeiten, das eigene Land betreffend? Es ist, als ob mit der Veränderung Deutschlands eine bequeme, ja geradezu „beamtisch“ gewordene Befindlichkeit gestört wurde.¹⁰ Am Ende geht es gar um ein sorgsam gehütetes Tabu: einer stillschweigenden Kultur des Weg-Denkens? Nutzte sie die Teilung des Landes nicht zu einem eigentümlichen Austauschprogramm? Im Westen ging es einem vergleichsweise gut; aber die Ideologie war schlecht. Drüben war zwar die Realität schlecht, dafür aber die Ideologie, im Prinzip, gutzuheißen. Alles, was hier kritisches Unbehagen hervorrufen mußte, ein neuer Staat, dessen höchstes nationales Symbol – nach wie vor – die D-Mark ist; ein Wohlstand, der auf dem Boden einer deprimierenden nationalen Vergangenheit steht usw.: solches Unbehagen ließ sich gewissermaßen nach Osten exportieren. Man mußte sich in letzter Konsequenz nicht den eigenen Bedingungen stellen, solange auf deutschem Boden eine andere, utopisch schöne Gemeinschaftsidee propagiert wurde. Und wer das nicht wollte, dem bot sich ein Problemexport

⁹ *Buch und Buchhandel 1994*, S. 57.

¹⁰ Vgl. J. G. Reißmüller, „Normal ist das nicht“, in: *FAZ* v. 23.01.1995 (Nr. 19), S. 1.

nach Westen an, die Aufhebung der ‚deutschen Frage‘ in einem vereinigten Europa.

Doch die gereizte Stimmung um die Einführung einer Europa-Währung war eine Mahnung: Wer sein Nationalgefühl offenbar noch so unmittelbar aus der Nationalökonomie bezieht, was bliebe ihm, wenn die D-Mark im Euro aufginge? Die Frage macht auf ein Defizit aufmerksam: Es fehlt an kultureller Identität. Deutschland ist inzwischen zwar ein vereinigtes Land, ohne aber ein Vaterland zu sein. Hat dieses dürftige Nationalbewußtsein aber nicht auch mit seiner verhaltenen Beziehung zur Muttersprache zu tun? Solange die Versuchung zum Wegdenken nicht einer Kulturkritik ohne Auslassungen weicht, bleibt ihm seine schwierige Eigenheit fremd. Es hätte die Identität von Halbweisen. Wie dringend diese neue Selbstbestimmung geworden ist, zeigt eine sozialpsychologische Befragung von jungen Leuten um 20.¹¹ Ihr zufolge haben sie zwischen 1990 und 1992 begonnen, sich erheblich anders zum eigenen Land zu stellen. Zwar hält sich die D-Mark, Inbegriff für materielles Wohlergehen, noch immer auf dem ersten Rang. Danach folgen jedoch bereits Schwarz-Rot-Gold sowie die Nationalhymne, also Embleme einer emphatischen Bindung. Wenn sich darin ein neues Bedürfnis nach nationaler Beheimatung ankündigen sollte: Wohin führte es, wenn es unklaren Affekten überlassen wird? In leere Häuser ziehen gern Gespenster ein oder, was auf dasselbe hinauslaufen dürfte, rechte und linke Außenseiter.

3. Der ferne Nachbar

Kann aber jemand sich selbst ausweichen und gleichzeitig ein guter Nachbar sein? Wer sich nur mangelhaft kennt, läßt wenig Anerkennung für die Andersartigkeit des anderen erwarten. So jedenfalls würde es die Hermeneutik des Fremden sehen. Sein Sinn für das Unvertraute würde unpersönlich, grobschlächtig, vagabundierend. Auf der Strecke bliebe der Sinn für Unterscheidungen. Ob er dann allerdings noch Fremdes von Feindlichem unterscheiden kann? Ein solcher Fall sei hier geprüft. Sollte er übertrieben erscheinen, umso besser.

Der kulturelle Krankheitsbefund sei abermals an eher unscheinbaren Zahlenverhältnissen abgelesen. Die Übersetzungen ins Deutsche haben in den zurückliegenden Jahren stetig zugenommen; die Übersetzungen aus dem

¹¹ Vgl. J. Gallenmüller/R. Wakenhut, „Nationalbewußtsein Ost vs. Nationalbewußtsein West? Diskrepanzen im Bewußtsein nationaler Zugehörigkeit nach der deutschen Einigung“, in: *Nationale Identität und europ. Bewußtsein*, SOWI-Arbeitspapier 93, München 1994, S. 15–29.

Französischen aber ebenso stetig abgenommen. Im letzten Jahr auf 11 % der Gesamtzahl. Noch bemerkenswerter, weil bedenklicher, sind die Anzeichen aus dem sensiblen Bereich des Schöngestigen. Innerhalb nur eines Jahres, von 92 bis 93, ist der Anteil französischer Belletristik von 12,1 auf lediglich noch 8,9 % gefallen.¹² Früher gehörten ihr einmal mehr als 22 % Frankreich, das uns so nahe steht: – räumlich, geschichtlich, wirtschaftlich, politisch – es scheint sich uns kulturell inzwischen immer weiter zu entfernen. Wer es vom Schulfranzösischen her betrachtet, kommt zu keiner günstigeren Ansicht; auch die Hochschulromanistik kann dies nicht widerlegen. Diese kulturelle Erkaltung verlangt nach Erklärungen.

Sie könnte, ließe sich wohlmeinend einwenden, die Folge der engen Verflechtung beider Länder sein. Hier wie dort ein erklärter politischer Wille zur Gemeinsamkeit; offene Märkte, freier Gedankenverkehr, kurz: ein geschwundenes Grenzbewußtsein. Sich in Wort und Tat so nahe zueinander zu stellen: baut das nicht das Bewußtsein von Fremdheit ab? Vielleicht gar so weit, daß beide Länder ihr jahrhundertlanges Verhältnis von ungleichen Brüdern aufgeben? Sie als geistigen Nord- bzw. Südpol gegeneinander zu halten, wie Madame de Staël zu Beginn des 19. Jahrhunderts – nicht einmal auf dieses Klischee ist heute mehr Verlaß. Ließe sich daraus folgern, daß in dem Maße, wie ihre pragmatische Gemeinsamkeit wächst, der alte kulturelle Gegensatzzusammenhang schwindet?

Eine andere Erwägung könnte jedoch ganz anders argumentieren. Wiederum als Frage formuliert, die den erwünschten Rückzug offenhält: schwächt sich das Bild Frankreichs vielleicht auch deshalb ab, weil sein kulturelles Selbstbildnis seinerseits unscharfe Züge bekommen hat? Seine Widerstandsbewegungen gegen anglo-amerikanische Lebensstile zeugen von zweierlei: daß es, nicht anders als seine Nachbarn, diese große Herausforderung europäischer Kultur in der Nachkriegszeit seinerseits zu bestehen hat. Im Gegensatz zu Deutschland gibt es dort jedoch andererseits ein öffentliches Bewußtsein dieses schleichenden Gesichtverlustes und der politischen ‚Banalisation‘.¹³ Man mag seine politischen Versuche zur Gegenwehr, etwa bei Sprache und Film oder das akademische Eigenlob nationaler Kulturinstanzen für unwirksam halten. Doch immerhin scheint Frankreich sich noch ein Gewissen zu machen aus der Anfechtung seiner

¹² *Buch und Buchhandel* 1994, S. 61.

¹³ Vgl. den grundsätzlichen Artikel zur politischen Befindlichkeit von K. Schubert, „Frankreich – von der Großen Nation zur ziellosen Nation?“, in: B. Estel/T. Mayer (Hgg.), *Das Prinzip Nation in modernen Gesellschaften*, Köln 1994, S. 171–196.

kulturellen Identität. Hierzulande gibt es so gut wie keine Grenzkontrollen bei der Zuwanderung von englischer Sprache und amerikanischem Leben.

Oder hängt die Entleerung der geistigen Nachbarschaft mit Frankreich – eine weitere Erwägung – damit zusammen, daß dessen Kultur in besonderem Maße an der Erschöpfung zu leiden hat, die der europäischen Moderne insgesamt nachgesagt wird? Von einer Krise der Avantgarde wäre Frankreich vor allem betroffen. Deren künstlerische und intellektuelle Grenzverletzungen hatten seit dem 19. Jahrhundert in Paris ihre Wahlheimat. Wenn sie tatsächlich die Orientierung verloren hätte, weil selbst das Gewagteste nicht mehr provoziert – dann würde auch diese von Frankreich ausgehende ästhetische Befremdung entkräftet.¹⁴ Aus der Sicht literarischer Übersetzung beträfe dies vor allem den Roman. Der Rückgang der belletristischen Zahlen ist wesentlich ihm, dem literarischen Marktführer zuzuschreiben. Keine Frage: der Nouveau Roman, der sich mehr als 30 Jahre im Vordergrund des literarischen Lebens hat halten können, ist tot. Er verkörperte einerseits avantgardistische Experimentierlust und war andererseits eine ‚école française‘: er bot, vor allem nach außen, nationale Kulturidentität. Im deutschen Feuilleton wurden seine Sprachkunststücke zwar bald unbeliebt; aber es ließ sich kritisch ganz gut von ihm zehren.

Dennoch: sein Vakuum ist kaum der Grund für rückläufige Übersetzungen ins Deutsche. Dafür wurde er dort wie hier zu wenig populär. Geschwunden ist die literarische Prosa deshalb wohl vornehmlich auf der Massenkaufebene, d.h. in ihrer unterhaltenden Spielart. Um noch einmal an Ergebnisse von Fritz Nies anzuknüpfen: davon besonders betroffen sein dürfte wohl die Domäne, die seit langem von Frankreich gehalten wurde: die Erotica.¹⁵ Ob dies aber mit einer qualifizierten Abkehr zu tun hat, oder nicht doch eher die Folge eines Medienwechsels ist? Die Sprache einschlägiger Filme ist leichter zu lesen als die der Bücher.

4. Eine Kultur des Unterschieds

Wie auch immer: Deutschland, so scheint es, ist dabei, eine seiner ältesten, bis in die Aufklärung zurückreichenden Nachbarschaftshermeneutiken preiszugeben. Was aber geschieht, wenn das eigene Selbstverständnis zu-

¹⁴ Vgl. Vf., „Endspiele der Moderne? Katastrophenkult und Lebenskunst im postmodernen Fin-de-Siècle“, in: *Das Wagnis der Moderne. Festschrift Marianne Kesting*, Frankfurt 1993, S. 357–373.

¹⁵ „Vom Westen kaum Neues?“ (Anm. 1), S. 34.

nehmend weniger vor den Spiegel französischer Lebensbilder gebracht wird? Etwas nahestehend Anderes rückt zu etwas indifferent Fernem ab. Frankreich: der undeutliche Nachbar? Im umgekehrten Fall steht es übrigens keineswegs besser. Aber das ist ein Kapitel für sich. Wenn jedoch die Hermeneutik recht hat, kann weder der Einzelne, noch eine Gemeinschaft ohne kulturelle Abgleichung mit Andersartigem auskommen. Sie ist lebensnotwendig. Wo die Deutschen diesen Bedarf an antwortender Fremdheit decken, der mit Frankreich, früher auch mit Italien bestritten wurde, ist kein Geheimnis. Die Zahlen sind hierin unmißverständlich: 70 % aller Übersetzungen kommen aus dem Englischen; im Bereich der Belletristik gehören dieser Sprache sogar rund 73 % – gegenüber den genannten 8,9 % der französischen. Die Schlußfolgerung liegt auf der Hand: Der bestimmende kulturelle Nachbarschaftsbezug ist ins Anglo-Amerikanische abgewandert. Aus der Sicht des Buches dürfte dies im übrigen nicht nur eine Konsequenz der deutschen Nachkriegsgeschichte und der Westbindung der alten Bundesrepublik sein. Die Lesekultur folgt darin wohl nur der Schaukultur Deutschlands, die noch mehr unter amerikanischem Einfluß steht. Denn ist dieses Land wirklich noch Herr der Bilder im eigenen Haus, vor allem wenn es um Unterhaltung, im guten wie im schlichten Sinne, geht? Hier scheint sich eine starke kulturelle Fremdbeziehung etabliert zu haben, die, da sie Bilder und Geschichten bestimmt, nach hermeneutischer Auffassung auch das Bildnis von sich selbst und die eigenen Wunschgestalten bindet.

Insofern ist es nicht gleichgültig, in welche kulturellen Spiegel man blickt. Amerika ist fern; Frankreich aber bleibt nah. Diese Nachbarschaft wird ihre Kompetenz des Faktischen nicht verlieren. Und hier beginnt das Problem. Oder zumindest ein Anfangsverdacht: wie stellen sich Nachbarn zueinander, die zwar viel miteinander zu tun haben (werden), sich aber nur wenig miteinander beschäftigen? Wenn solche Verhältnisse nicht ‚kultiviert‘ werden, dann verwildern sie. Der Mangel an geistigem Austausch macht borniert; Nicht-Kennntnis des Anderen schürt Mißverständnisse und fördert Vorurteile. Diese aber öffnen schließlich jene Büchse der Pandora, in der all die schlechten Erfahrungen, all der verhärtete amour-propre, Machtvisionen und die nationalisistischen ‚Revenants‘ dunklerer Vergangenheiten eingeschlossen sind. Reicht, auf längere Sicht, die praktische Vernunft der bilateralen und europäischen Institutionen aus, um die Affekte einer Gemeinschaft nachbarschaftsfähig zu erhalten?

Eines scheint sicher: wie weit auch die Europäer mit einem vereinigten Europa kommen werden – die Franzosen werden Franzosen bleiben, die Niederländer Niederländer und die Schweizer würden noch schweizeri-

sch sein, falls sie der EU beitreten. Deshalb möchte ich in diesem großen Projekt einer europäischen Völkerverständigung eine Notwendigkeit hervorheben, die auf den ersten Blick paradox anmutet: Die zunehmende Verstaatlichung von Nachbarschaften kann nur gelingen, wenn sie zugleich die kulturellen Unterschiede kultiviert. Die Aufgabe würde, hermeneutisch gesehen, lauten: ein Bewußtsein komplementärer Andersartigkeit zu schaffen. Das schließt nicht aus, gemeinsam praktische Interessenkonflikte zu lösen, die sich gemeinsam besser lösen lassen. Solange unser Menschenbild jedoch den Individualisten und die Selbstverwirklichung hochhält, kann eine Gemeinschaftsidee nicht bestehen, wenn sie diesem kulturellen Bedürfnis nach Unterscheidung und damit dem Recht auf Differenz gegenüber anderen nicht gerecht wird. Das Andere, Fremde, würde jedoch seinen streitbaren Charakter verlieren, sobald es als ein stimmiger Eigensinn, als Zusammenhang einer Identität erkennbar wird. Dann kann es einer anderen Kultur die Chance der eigenen Fremdwerdung, der Selbstreflexion bieten: das nahe Fremde als ein zugehöriges Anderes.

5. Das Fremde als ein Eigenes zulassen

Die letzte Frage ist unvermeidlich und gleicht doch Don Quijotes Kampf mit den Windmühlen: Was tun? Natürlich: die Sprache des anderen lernen. Diese Forderung verliert nichts von ihrer Dringlichkeit, wenn sie schon so oft vergeblich erhoben wurde. Wer den Nachbarn verstehen will, muß sich – sprachlich – mit ihm verständigen können. Gewiß, mit Englisch, wird gesagt, kommt man gut durch. Aber wohin? Realistisch gesehen, d.h. so wie es weniger gut ist, wird man sich in sprachlicher Hinsicht auf ein indirektes Europa einstellen müssen. Die Unmittelbarkeit des Sprechens geht, wo nicht im Englischen, dann in der Simultananlage, der Synchronisation und der Übersetzung unter. Es ist eine Frage der Zeit, bis selbst auf dem Gebiet der Übersetzung zwischen maschineller und einer Humanübersetzung zu unterscheiden sein wird. Doch diese technische Lösung eines kulturellen Problems: ist sie nicht dazu angetan, dieses kulturelle Problem eher noch zu verschärfen? Zieht sie nicht einen begradigten, gleichsam kanalisierten Sprachverlauf nach sich? Die Sprache müßte darüber ihr Leben verlieren. Und mit ihm, wie Schleiermacher dies ausdrückte, jene „erregende Kraft, welche die Gedankenführung des einen auf die des anderen ausübt“.¹⁶

¹⁶ *Hermeneutik und Kritik* (Anm. 2), S. 415.

An diesen Übertragungsverlusten mag sich daher am ehesten ablesen lassen, womit ihnen – in diesem Rahmen – vielleicht entgegenzutreten wäre. Es sei, in ein Wort zusammengefaßt, ‚kontextualisierende Kritik‘ genannt. Ihr geht es darum, das fremde Wort, das in die eigene Sprache gebracht wird, in seinem heimischen Zusammenhang erfahrbar zu machen. Schon „die Produktionen einer fremden Sprache“, um noch einmal Schleiermacher zu Rate zu ziehen, „sind für uns immer fragmentarisch“. ¹⁷ Beim Transfer verlieren sie noch einmal von ihrem Gesicht. Damit ihre Besonderheit jedoch unsere Eigenart anzusprechen vermag, muß die kulturelle Differenz gerade prägnant werden. Wie aber wäre sie einer Übertragung mitzuteilen? Keine Frage, gute Übersetzungen lassen den Leser spüren, daß den Stileigenschaften der abgebenden Sprache ein Stilwille der aufnehmenden zu entsprechen sucht. Doch was geschieht mit dem, was auch sie nicht überführen können? Nach hermeneutischer Vorstellung bleibt nur eines: „Kritik“, d.h. genau diese Defizite ergänzend zu thematisieren. Dem fremden Text in Vorworten, Nachworten, Kommentaren, Besprechungen, Präsentationen das rückzuerstatten, was er verliert, wenn er seine Muttersprache verläßt. Das betrifft seine sprachlich stilistische Einrichtung ebenso wie seine ästhetischen, stofflichen und gesellschaftlichen Familienzugehörigkeiten. Es gälte, die Fragen zu rekonstruieren, auf die er antwortet. In dem Maße, wie er gerade in der Fremde auf den Ort in seiner Heimwelt hinweist, sperrt er sich ein gutes Stück dagegen, daß er nur so zu Wort kommt, wie es dem Leser gerade paßt. Erst die Vermehrung seiner Fremdheit bringt ihn dazu, mehr ins Spiel der Lektüre zu investieren als nur Privatvergnügen: jemanden auf Distanz zu bringen zu seinen eigenen Selbstverständlichkeiten; eine Außenvergleichsperspektive einzunehmen; sich in der Kunst der Verhältnismäßigkeit zu üben. Bei ihr wäre Toleranz gewiß in guten Händen.

Jeder wohlmeinende Kulturbegriff greift wenigstens mit einer Hand in den Ideenhimmel. Auch der Hermeneutik vom Eigenen und Fremden geht es nicht anders. Zu wünschen, jeder französische und im weiteren Sinne jeder belletristische Import sollte in sein kulturelles Eigenrecht eingesetzt werden, wäre Illusion. Das verhindern schon die Höhenunterschiede des Buchmarktes. Sofern Unterhaltungsliteratur auf elementare Gemütsbewegungen zielt, ist ihr Interesse in gewisser Hinsicht heimatlos – oder ubiquitär; es fällt ins Gebiet der allgemeinen Anthropologie. Umso mehr Verantwortung kommt der schöngeistigen Minderheit zu: also denen, die die Bücher machen, sie übersetzen, herausgeben, interpretieren, und vor

17 *Hermeneutik und Kritik* (Anm. 2), S. 45.

allem – der Öffentlichkeit vermitteln. An ihnen liegt es, Unterschiede zu wahren und in diesem Sinne Fremdes annehmbar zu stiften. Vieles hängt davon ab, ob zumindest in solchen oberen Rängen des Literaturbetriebes dieses Kontextbewußtsein gepflegt wird. Wie gesagt: Frankreich bleibt so oder so ein großer Nachbar. Politisches und wirtschaftliches Zusammengehen scheint jedoch nur beständig, wenn dieses Land kulturell zugleich als eine Leitdifferenz erhalten bleibt.

Fritz Nies

Zu neuen Ufern?

Zusammenfassung und Ausblick¹

Viele in Einzelerfahrungen gründende Vorurteile wurden ausgeräumt, doch auch manches bisher aus individueller Sicht Vermutete konnte empirisch besser abgesichert werden. Vor allem wuchs unter Tagungsteilnehmern (wie Zuhörern der Schlußveranstaltung) die Einsicht in jene vielfältigen Zwänge, denen die Arbeit anderer am Literaturtransfer Beteiligten unterliegt, in die Grenzen und oft geringen Spielräume speziell journalistischer Kritik. Doch auch diese Spielräume kamen dadurch klarer ins Blickfeld; einige konkrete Vorschläge zu ihrer besseren Nutzung wurden erarbeitet, und wir legen sie mit diesem Band der interessierten Öffentlichkeit vor. Versuchen wir also, für besonders Eilige einige Hauptresultate der vorstehenden Beiträge und ihrer Diskussion zusammenzufassen.

1. Good News – oder Friede, Freude, Eierkuchen?

Literaturkritik ist bei weitem nicht so sadistisch wie ihr Ruf (auch bei manchem Tagungsteilnehmer). Entgegen allen Karikaturisten-Klischees wollen sie sich mitnichten aus Literatenleichen und zeretzter Literatur einen Denkmalsockel auftürmen. Daß der ‚Verriß‘ für sie typisch² sei, erweist sich als Irrtum, der herrühren dürfte aus verständlicher Dünnhäutigkeit von Verlegern, Lektoren, Übersetzern bei auch nur seltener Beanstandung ihrer Produkte. Norm ist vielmehr eine ausgesprochen freundliche Präsentation der vorgestellten Titel, die „Warnfunktion“³ von Kritik wird nur selten wahrgenommen. Ein recht verblüffender Tatbestand – wurde doch seit zwei Jahrhunderten der Presse als ‚vierter Gewalt‘ die entscheidende Rolle zugeschrieben, Mißstände aufzudecken und Anstoß zu geben für deren Beseitigung. Diese stolze Tradition ist bekanntlich geronnen zur modischen

¹ Für Übernahme der Diskussions-Protokolle habe ich Dr. F. Beckmann, Dr. L. Matthes und Dr. M. Wödsak zu danken.

² Siehe dazu L. Baiers Behauptung im Beitrag J. Jurts, zu alledem auch P. Gentes Vermutung, es mache „einfach Spaß, Übersetzungen schlecht zu finden“.

³ Beitrag J. Schimmang; zum Vorhergehenden siehe bes. die Beiträge Nies/Ansorge und Nies/Oetke.

Inhalt

Vorbemerkung	VII
Die Tagungs-Teilnehmer	VIII
F. Nies, Einleitung	1

Praktische Erfahrungen

Kritiker und Redaktion

P. Kammann, Grenzgänger zwischen den Sprachräumen	9
W. van Rossum, Bekenntnisse eines skeptischen Übersetzungskritikers	20
J. Schimmang, Übersetzungskritik findet nicht statt. Anmerkungen zu einem nicht haltbaren Apodiktum	26
P. Schnyder, Wertevermittlung über (Sprach-)Grenzen hinaus. Plädoyer für Rezensionen zu (noch) nicht übersetzten Büchern in Tageszeitungen	30

Verlagslandschaft

B. Flad, Kritik und Markt französischer Literatur aus Sicht eines Publikumsverlages	38
B. Schwibs, Einige lose Bemerkungen zur Literaturkritik	48
H. von Berenberg, Geschäft und Kritik. Bemerkungen aus dem Verlagsalltag	53
D. Hemjeoltmanns, Andere Flußwege, oder Warum die Seine nicht mehr in den Rhein mündet	58
P. Gente, „Du hast keine Chance, nutze sie!“	64

Übersetzer

I. Kubn, Der Übersetzer – Stiefkind der Kritik?	68
---	----

Kritische Empirie

<i>J. Jurt</i> , Literaturkritik als Vermittlungsinstanz zwischen Autor und Leser	81
<i>H. T. Siepe</i> , „Au pays des critiques heureux“? Französische Belletristik in deutscher Literaturkritik	92
<i>H.-J. Lüsebrink</i> , Sachbuchrezeption und Kulturberichterstattung. Französische Sachbücher in deutschen Printfeuilletons (<i>FAZ</i> , <i>Die Zeit</i> , <i>Saarbrücker Zeitung</i>)	113
<i>F. Nies/M. Ansorge</i> , Zentrales Mittlerorgan in Randlage: die Neue Zürcher Zeitung (1991–93)	121
<i>F. Nies/A. Oetke</i> , Wohlgefüllte Intellektuellen-Nische: Französische Literatur im Hörfunkprogramm des Westdeutschen Rundfunks (1989–93)	133

Kultureller Kontext

<i>W. Wehle</i> , Der langsame Abschied vom nahen Fremden	157

<i>F. Nies</i> , Zu neuen Ufern? Zusammenfassung und Ausblick	168

Anhang

Fragebögen (Muster)	181
Kooperationsliste Buchverlage – Literaturkritik	183
Namenregister (Frankophone Autoren)	184
Namenregister (Sonstige)	184
Die Autoren des Bandes	196